



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Dichtungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zehnten Jahrhundert noch Menschenopfer darbringt, dann wird die Sache wie ein alltäglicher Unglücksfall behandelt.

Mag aber der Ausgang des Prozesses sein, welcher er wolle, so werden doch alle Ströme des weiten Ungarlandes mit ihrem Wasser die Spuren des Mordes von Tisza-Eszlar nicht wegzuspülen vermögen.



Neue Dichtungen.



Es giebt Lyriker, die nimmer fangesmüde werden und denen die lyrische Stimmung wie aus geheimnisvollem Borne stets neu quillt. Die eigentümliche Lust am Wohlklang des Wortes und Reimes paart sich bei ihnen mit jener leichten Beweglichkeit der Seele, welche von dem Lebenseindruck zur Poesie angeregt wird, und in rascher Wechselwirkung ruft auch die Virtuosität des Ausdruckes die poetische Stimmung hervor. Nicht unbedingt trifft es zu, daß die Lieder, die „in der Jugend Drang“ gesungen werden, die besten sind, aber freilich völlig ins Gegenteil verkehren läßt sich der Satz auch nicht und in der Natur der Sache liegt es, daß mit dem herannahenden Alter die Lyrik auch des reichsten Dichters, wo nicht verstiegt, so doch sich wandelt. Einen entscheidenden Beleg dafür geben Friedrich Bodenstedts neue Dichtungen Aus Morgenland und Abendland ab (Leipzig, Brockhaus, 1882), welche den frischen, fröhlichen, klangreichen Sänger der „Lieder des Mirza Schaffy“ zumeist als reflektirenden Poeten zeigen. Es handelt sich hier teils um eine Nachlese älterer, teils um die neuen Gedichte Bodenstedts, welche etwa im letzten Lustrum entstanden sind und von denen eine Anzahl der Fahrt Bodenstedts über den Ozean und durch Amerika ihre Entstehung verdanken. Es ist eine Sammlung ungleichen Wertes, die einzelnen Blätter aber doch der Mehrzahl nach gehaltvoll und interessant genug, um ihnen die Teilnahme des großen Publikums, das Bodenstedt auf seinen poetischen Wegen begleitet hat, zu sichern. Es ist leicht zu sehen, daß die flüchtigen Eindrücke, die der Dichter vom Abendland im engsten Sinne, von Amerika, empfangen, sich an Stärke und Wirkungskraft nicht mit den ein Leben ausreichenden und nachwirkenden Eindrücken des in der Jugend geschauten Morgenlandes messen können. Die Weisheit, welche die Sänger von Schiras unserm poetischen Weltfahrer gelehrt haben, ist die überwiegende, und wie redliche Mühe er sich auch giebt, das ihm fremdartige Wesen des Westens zu verstehen, so bringt er es über eine stauende Bewunderung und gleichsam resignirte Huldigung nicht

hinaus. Denn im Grunde bewegen sich die amerikanischen Gedichte Bodenstedts in Variationen über die Worte des Prologs:

Da schlagen alle Pulse schneller
In wilder Jagd nach Gold und Glück,
Da blicken alle Augen heller
Nach vorwärts, aber keins zurück,
Da heißt es „Sterben oder Siegen!“
Und immer vorwärts geht's im Sturm,
Der Schwache bleibt am Wege liegen
Und wird getreten wie ein Wurm.
Hier treibt in rasender Geschwindigkeit
Das Leben seinem Ende zu,
Hier hat die Jugend keine Kindheit
Und hat das Alter keine Ruh'!

Mit dieser Erkenntnis und Empfindung ist es natürlich sehr wohl vereinbar, daß dem Dichter die ungeheuern Verhältnisse und das rastlose Treiben im amerikanischen Westen imponirt, daß ihm andererseits der Empfang, den er bei seinen amerikanischen Gastfreunden, bei den Deutschen Amerikas, gefunden, wohlgethan hat. Nur läßt sich nicht sagen, daß diese Empfindungen seiner Poesie zu Gute gekommen wären. Solche Trompeterstückchen wie „Das schöne Milwaukee am Michigansee“ oder „Minnehaha“ sollte man bei einem Dichter seiner Qualität niemals finden; wenn dergleichen in schwacher Stunde „gedichtet“ wird, braucht es wenigstens nicht in Bücher gebunden zu werden. Auch Gedichte wie der „Festgruß zum großen Maifest der Deutschen Unterstützungsgesellschaft in San Francisco,“ obschon durch eine größere sprachliche Würde und einzelne treffliche Wendungen ausgezeichnet, sind doch nur rhetorische Produkte, der Kern echter Mitempfindung, persönlichsten Anteils, den wir bei Bodenstedt nie missen möchten, fehlt ihnen.

Sein innerstes Empfinden auf amerikanischer Erde verrät der Dichter in dem schönen „Weilchen am Mississippi“:

Du liebste Blume deutscher Flur,
Dort blühend im Verborgnen nur,
Die Herzen zu erfreuen:
Sag', Weilchen, wer vom heim'schen Feld
Dich riß und aus der alten Welt
So weit geführt zur neuen?

Hier, Weilchen, ist für dich kein Platz,
Beut für die Heimat nichts Ersatz,
Daraus sie dich verschlechten;
Hier liebt man Weilchentugend nicht:
Wer hier gedeih'n will, läßt sein Licht
Nicht im Verborgnen leuchten.

Hier kommt keine junge Schäferin
 Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
 Dich an ihr Herz zu drücken;
 Doch da ich fremd hier bin wie du,
 O Weibchen, neige mir dich zu,
 Mein Lied mit dir zu schmücken!

Wem wirklich so zu Mute ist, der ist wenig zum Tendenzdichter für die amerikanische Herrlichkeit geeignet, wenn er dabei auch völlig gerecht gegen die Vorzüge der Union und völlig durchdrungen von gewissen mächtigen Erscheinungen sein kann.

Mit Vorliebe wendet sich Bodenstein zum heimatlichen Lande, und wir wenden uns mit ihm dahin, oder auch nach dem fernen Osten, in welchem er durch sein besondres Geschick einmal heimisch geworden. Als die vorzüglichsten Gedichte, die diesem Boden entsprungen, nennen wir die: „An eine Kerze,“ „Verschiedne Ansichten,“ „Pappel und Rebe,“ „Eine Rheinfahrt im Herbst 1878,“ ferner aus den „Vorläufern des Mirza Schaffy“ das schöne Gedicht „Die Pilger“ (nach Dschami), „Die Zeit“ (nach Enveri) und „Unterschied“ (nach Dschami). Unter den erzählenden Gedichten findet sich das Prachtstück „Der brave Gouverneur“ nach dem Russischen, eine feine Satire.

Er war ein Mensch, wie man ihn wünschen mochte,
 Ein Gouverneur vom guten, alten Schlag;
 Er wußte stets, wo man am besten kochte
 Und wo der beste Wein im Keller lag.
 Dort gerne selbst in niedrigster Gefellung
 Vergaß er seine amtlich hohe Stellung.
 Wie sehr er sonst auf Rang und Würde pochte:
 Er warf sie weg bei üppigem Gelag;
 Er war ein Mensch, wie man ihn wünschen mochte,
 Ein Gouverneur vom guten, alten Schlag.

Mit Augen im Gesicht wie eine Ratte,
 Auf breiten Schultern trug er stolz das Haupt;
 Zu Haus erschien er stets als biedrer Gatte,
 Doch da die Menge nicht an Tugend glaubt,
 So gingen über ihn der Reden viele,
 Daß manche Guldin besser ihm gefiele
 Als die er angetraut im Hause hatte,
 Und daß er heimlich manchen Kuß geraubt.
 Mit Augen im Gesicht wie eine Ratte,
 Auf breiten Schultern trug er stolz das Haupt.

Sein Haus stand jeder guten Gabe offen,
 Die ohne Aufsehn spurlos bald verschwand,
 Nur was ihm wertlos schien, macht' ihn betroffen,
 Daß er leicht Worte der Entrüstung fand,
 Zu zeigen, daß die Gnade unzugänglich
 Für Opfer sei, so sichtbar unzulänglich.

Er jagte Schrecken ein und nährte Hoffen
 Nach Maß des Wertes in der Opferhand.
 Sein Haus stand jeder guten Gabe offen,
 Die ohne Aufsehn spurlos bald verschwand.

Auch „Der bekehrte Töpfer,“ in morgenländisches Gewand gehüllt, ist vor-
 trefflich.

Die Sprüche sind nicht alle von gleichem festen Kern und gleich glänzender
 Gewandtheit des Ausdrucks; solche wie die folgenden aber sind gewiß zu Boden-
 stedts besten zu rechnen:

Der Frühling löst des Winters Starrheit
 In jedem Jahr,
 Und nur der Menschheit eisige Nartheit
 Bleibt wie sie war.

Ja Freund, es geht wunderbar zu auf Erden,
 Erst im Tode finden wir Ruh auf Erden;
 Längst weiß das jeder, doch macht sich keiner
 So wichtig damit wie du auf Erden!

Der Schlußspruch, den alle Dichter der Gegenwart sich können zugerufen sein
 lassen, lautet:

Gedanken schön und anmutreich,
 Sind holden, klugen Mädchen gleich:
 Man kann sie kleiden mannichfalt,
 Zu heben ihre Wohlgestalt,
 Doch daß der Schmuck den Zweck erfülle,
 Muß reizvoll sein Entfalten sein,
 Und der Gedanken neue Hülle
 Noch schöner als die alten sein!

Mit ähnlichen zwiespältigen Empfindungen wie dieser neuesten Gabe von
 Bodenstedts Muse steht man einem romantischen Gedicht von Johann von
 Wildenradt gegenüber: Der letzte Wendenkönig (Leipzig, Liebeskind,
 1882). Der Verfasser hat seiner Dichtung folgende Sätze aus einer Abhandlung
 R. Gosches als Einleitung vorausgeschickt: „Die wendischen Könige nahmen in
 ihren Stämmen niemals eine durch große Machtfülle oder glänzende Pracht
 ausgezeichnete Stelle ein: wo sie überhaupt bestanden, waren sie der natürliche
 Kopf zu einem Organismus, der Fleisch und Blut war ganz wie dieser und
 um nichts schlechter. Sie verschwinden für das Auge der Geschichtschreiber und
 in dem Gemeinleben der verschiedenen Stämme so vollständig, daß man frei-
 staatliche Verfassungen vor sich zu haben meint. Als die christlichen Deutschen
 Sieger blieben, war es für die unterjochten Wenden leicht möglich, unter einer
 nur etwas verhüllten Form das nationale Königtum in das neue, ländliche Ge-
 meinleben mit hinüberzunehmen. . . . Einmal erscheint vor dem Erlöschen des
 wendischen Fürstentums einer seiner Träger halbkennlich: in den bewegten Zeiten

der Bauernkriege. . . . Über ein Jahrhundert später führt aber die Sage seine Gestalt noch einmal herauf.“ Diese Sätze geben die Grundlage an, auf der die Dichtung aufgebaut ist.

Niklot, der letzte Wendenkönig, ist ein Bauer, wie seine Landsleute alle; friedlich und unbemerkt würde auch sein Königsdasein, wie das seiner Vorgänger, dahinfließen, wenn nicht der alte Sazko, durch den er zum König erwählt worden ist, und der grimmige Radoslaus in wildem Hass gegen die Deutschen einen Aufstand gegen des Kaisers Vogt planten und Niklot für diesen Plan gewinnen. Niklot aber tritt zu den Deutschen dadurch in näheres Verhältnis, daß er des Grafen von Lynar Tochter aus Todesgefahr rettet. Im Umgange mit ihnen lernt er den höhern Wert der deutschen Kultur kennen und möchte sich ihnen ganz anschließen. Aber der Graf von Lynar entdeckt die Liebe Niklots zu seiner Tochter und jagt den wendischen Bauer, den er noch dazu als König und vermeintlichen Schürer des Hasses gegen die Deutschen kennen gelernt hat, schimpflich davon. Trotzdem zieht sich Niklot von der Kriegspartei zurück und nimmt, von Radoslaus überdies tödtlich beleidigt, an dem von Sazko ins Werk gesetzten Sturme gegen des Grafen Schloß nicht teil, findet aber während desselben bei dem Versuche, Mathilde zu entführen, den Tod, in den ihm diese nachfolgt, während Radoslaus und Sazko in heißem Kampfe fallen. Sibussa, des Sazko hochgestimmte Tochter, die den Niklot liebt und um derentwillen Sazko ihm die Krone zugewendet, hat schon früher, wie sie ihre Liebe von Niklot um der Grafentochter willen verschmäht sieht, in wilder Verzweiflung den Tod gesucht.

Diese bewegte und noch mehrfach verwickelte Handlung spielt auf einem Boden, der durch seine Eigenart eine besondere Anziehungskraft hat, im Spreewalde; und so bot sich dem Dichter Gelegenheit zu reizvollen Schilderungen jener eigentümlichen Verbindung von Wasser, Wald und Flur, die dieses schöne Stück Erde kennzeichnet.

Freilich ist das eigenartige Leben, das sich dort ja noch heutigen Tages erhalten hat, in dem Gedichte nicht so ausgiebig verwertet worden, als es möglich gewesen wäre; in Sitten und Bräuchen hebt sich diese Welt von ihrer Umgebung in der Dichtung nicht so scharf ab wie in der Wirklichkeit noch heute.

Noch auffälliger als dieser Mangel aber ist die Unklarheit, in der uns der Dichter über die Zeit läßt, in welche er uns versetzen will. Die Schilderung der Verhältnisse, die er dem Radoslaus in den Mund legt, zeigt eine bedenkliche Verwirrung.

Der Kaiser,

Dem wir unterthänig, dessen Zepter
Doch in unsre Wildnis nie gedrungen,
Hat uns jenem mächt'gen nord'schen Fürsten
Überliefert, jenem Brandenburger,
Der aus seinem Land die Schweden jagte,

— Also sagen sie — und der gewaltig
 Über Preußen herrscht. Um unsrer Freiheit
 Kargen Rest, den uns das Reich gelassen,
 Ist's gethan, wenn über unsre Grenzen
 Seine Söldner je die Schritte lenken.
 Darum, mein' ich, sei der Tag gekommen,
 Was gefährdet war, uns zu erhalten,
 Was verloren, wiederzugewinnen.
 Ferne weilt der Kurfürst noch, der Kaiser
 Liegt im Krieg mit seinem schlimmsten Feinde,
 Mit dem Türken Sultan, rings in Flammen
 Steht die Welt, das bringe Heil den Wenden!

Wer ist der Brandenburger, der mächtige nordische Fürst, der die Schweden verjagt hat und über Preußen herrscht? Man kann doch nur an den großen Kurfürsten denken. Aber hat dem der Kaiser die Wenden im Spreewald überliefert? Das deutet doch eher auf den Nürnberger Burggrafen, dem Sigismund die Mark verlieh. Denn nur zu dessen Zeit hat von der Lausitz ein Teil vorübergehend zur Mark gehört; sonst sind die Lausitzer erst 1815 mit Preußen vereinigt worden, nachdem sie 1635 von Böhmen abgetrennt und dem Kurfürsten von Sachsen verpfändet worden waren. Der Krieg des Kaisers mit dem Türken Sultan aber versetzt uns wieder ins sechzehnte Jahrhundert, etwa in die Zeit der Bauernkriege, auf die auch die Einleitung hindeutet. Vielleicht wird sich der Dichter mit der „poetischen Freiheit“ entschuldigen und sichs verbitten, mittels des historischen Atlas kontrollirt zu werden; er wird sich darauf berufen, daß sein Gedicht, das er ein romantisches nennt, in romantischer Zeit, d. h. zu einer beliebigen Periode des Mittelalters, spiele. Mit dieser Annahme würde ja auch der Inhalt am besten zusammenstimmen, das noch ziemlich starke Heidentum unter den Wenden, die außerordentlich niedrige Kulturstufe derselben; Burgen, Ritter, Keißige, alles würde dem romantischen Zeitalter entsprechen. Aber auch damit stimmt nicht alles überein. Auf der Eberjagd des Grafen wird heftig aus Feuerrohren geschossen, was umso auffälliger ist, als bei der Verteidigung der Burg, wo doch die Sache viel gefährlicher ist, die Ritter sich mit Schwert und Lanze begnügen, während die Bauern mit Sense und Axt anrücken. Wollte man also auch die Forderung einer historisch fest bestimmten Zeit fallen lassen, die einer einheitlichen Vorstellung des Dichters von der Zeit, in die er sein Werk versetzt, muß doch unbedingt aufrecht erhalten werden. Jedenfalls bedarf der Dichter, wenn auch nicht um historisch unanfechtbares zu liefern, so doch zu dem Zwecke, um den Erzeugnissen seiner Phantasie eine in sich wohlgeschlossene und wohlbegründete Unterlage geben zu können, gründlicherer historischer Studien, als sie Wildenradt angestellt hat.

Auch den einzelnen Gestalten haftet eine gewisse Unklarheit und Verschwommenheit an. Daß Jazko die ihm angebotene Königskrone dem Miklot zuwendet, weil er weiß, daß seine Tochter diesen liebt, und weil er hofft, durch

diesen herrschen zu können, hat etwas Gefuchtes. Überdies rückt Niklot dadurch von vornherein in eine wenig günstige Beleuchtung und thut auch wenig, um sich von einer bessern Seite zu zeigen; er bleibt ein Spielball in den Händen anderer. Anstatt aus den Widersprüchen seiner Gefühle durch kraftvollen Entschluß einen Ausweg zu suchen, schwankt er ratlos hin und her, von allen Seiten schmähslich zurückgestoßen, sodaß er mehr unser Bedauern als unsre Teilnahme erweckt.

Andre Gestalten, wie der finstre Radoslaus (dessen Namen der Verfasser immer vierfüßig braucht), die Zauberin Tutta, sind schärfer gezeichnet. Auch einzelne Schilderungen sind recht ansprechend, so gleich die im ersten Gesang, die das Begräbniß des verstorbenen Königs und die Wahl des neuen und den Schauplatz dieser Vorgänge, das Inselgewirr des Spreewaldes, in anmutig fließender Sprache vorführt. Überhaupt handhabt der Dichter den fünf Fußigen Trochäus, der freilich keine großen Schwierigkeiten bietet, mit ziemlicher Gewandtheit. Hoffentlich läßt er sich nicht durch diese Geschicklichkeit zu allzu schnellen Hervorbringungen verleiten, sondern gönnt sich Zeit, seine Anschauungen zu erweitern, zu befestigen und zu klären, damit sich der Glätte Klarheit, Kraft und Tiefe geselle.

Außer den beiden eben besprochenen Büchern hat sich jüngst auch wieder eines jener feinen, mit flimmerndem Goldrahmen umzogenen roten Kalblederbändchen bei uns eingefunden, deren Erscheinen für unsre Vorstellung unzertrennlich mit dem Namen Baumbach verknüpft ist. In der That: es ist ein neues Liederbändchen von Rudolf Baumbach: Von der Landstraße (Leipzig, Liebeskind, 1882). Das wievielte? Wir müssen uns bestimmen. Nummer eins waren, wenn wir nicht irren, die „Lieder eines fahrenden Gesellen,“ dann kamen die „Neuen Lieder eines fahrenden Gesellen,“ darauf die „Spielmannslieder,“ dann die Sammlung „Mein Frühjahr,“ und nun schließen sich die Lieder „Von der Landstraße“ an, also Nummer fünf. Und dabei hat es den Anschein, als ob wir noch nicht zu Ende wären, sondern noch mancherlei zu erwarten hätten, denn wenn auch unser lustiger Bagante in seinem neuesten Bändchen selber gesteht:

Weiß nicht, wie viel ich Lieder sang,
Zu zählen sind sie nimmer,

so fügt er doch gleich in der nächsten Strophe hinzu:

Mein schönstes Lied, mein hohes Lied,
Das ist noch ungeboren,

und da er dieses „schönste Lied,“ wenn es aus dem Ei geschlüpft sein wird, schwerlich einzeln in die Welt senden wird, so können wir mindestens auf ein sechstes Liederbändchen schon jetzt mit Sicherheit rechnen.

Baumbach kann und wird sich nicht beschweren, daß die „Grenzboten“ seinem liebenswürdigen Talente jemals die ihm gebührende Anerkennung ver-

weigert hätten. Wir haben von dem Augenblicke an, wo wir durch die „Lieder eines fahrenden Gesellen“ seine erste Bekanntschaft machten, jede neue Spende seiner Hand froh begrüßt, ja ihn das einermal geradezu für unsern Leib- und Favoritlyriker unter den Lebenden erklärt. Baumbach ist ein Seitenverwandter jener archaisirenden Richtung, die zuerst Scheffel eingeschlagen hat; aber während es bei Scheffel nicht an Derbheiten fehlt und die Form oft recht salopp ist, bleibt Baumbach immer fein und graziös, und seine Technik ist durchgebildet bis zur Glätte und Eleganz. Im Laufe der Zeit ergeht es einem aber doch mit dieser archaisirenden Lyrik, wie mit allen Archaismen, so bestechend sie auch, wenn sie taktvoll und ohne Aufdringlichkeit erscheinen, anfangs wirken können: man kommt hinter die Manier. Wir brauchen nur an die „deutsche Renaissance“ in unserm Kunstgewerbe zu erinnern. Wer hätte vor vier, fünf Jahren nicht auf ihre alleinseligmachende Kraft geschworen? Und heute?

Dazu kommt, daß der Ideenkreis dieser Lyrik naturgemäß ein beschränkter ist. So hübsche Pointen auch Baumbach zu ersinnen weiß, so ergötzliche Varianten er anbringt, so geschickt er alte Motive neu zu machen versteht, am Ende kann man sich doch des Eindruckes einer gewissen Einförmigkeit nicht erwehren, und gerade das vorliegende Bändchen hat diesen Eindruck verstärkt.

Die neueste Goethephilologie hat den Einfall gehabt, die Jugendlyrik Goethes auf ihren Wortschatz hin zu prüfen und ist durch dieses Mittel genau dahinter gekommen, bis zu welchem Punkte der junge Goethe in den Fesseln der Anakreontik steckt, und wo er sich von diesen Fesseln freimacht. Wollte man in ähnlicher Weise den Wortschatz von Baumbachs Lyrik zu einem kleinen Wörterbuche zusammenstellen, so würde auch hier die Statistik sicherlich zu interessanten Ergebnissen führen. Das Wörterbuch des vorliegenden neuesten Bändchens z. B. würde unter anderm folgende Elemente aufzuweisen haben: Durst; Herberge, Schank, Schenke; (Sonne, Schwan, Weißer Schwan, Traube, Grüne Linde, Roter Hahn); Wirt (rund, mit rundem Gesicht), Wirtin (gleichfalls rund), der Wirtin Töchterlein (mit rotem Mund, mit Rosenmund, mit Kirschlippen); Keller, Kufe, Faß, Tonne, Kanne, Krug, Flasche; Kellner, Kellermeister; Pfropfenzieher, einschenken, kredenzen; Glas, Schoppen, Becher, Horn; Schluck, Trank, Maß, Bier, Wein, Rebenjaft, Traubenblut, Muscateller, Malvasier; süß, sauer, frisch, schaal; nippen, trinken, zechen, anstoßen, austrinken, leeren; selig, Tasche, Kreide, Kopfweg. So manches dieser Wörter würde sogar doppelt und dreifach vertreten sein, und wie oft der Malvasier und der Reim von Flasche und Tasche erscheint, haben wir gar nicht gezählt. Angesichts eines solchen Wörtervorrates tauchen nachgerade nicht bloß sachliche, sondern selbst persönliche Bedenken auf: Wenn wir uns recht erinnern, muß es mindestens zwanzig Jahre her sein, daß Baumbach in Leipzig das schwarzweißrote Band der „Thüringer“ trug — und trotzdem noch immer so durstige Lieder?

Es ist schlimm, daß manche Schriftsteller und Dichter glauben, sich ihr Lebenlang in demselben Gleise bewegen zu müssen, in welchem sie ihre ersten Lorbern errungen haben. Wer einmal eine hübsche Dorfgeschichte geschrieben und Beifall damit geerntet hat, der glaubt nun lauter Dorfgeschichten schreiben zu müssen, und wer mit einem ägyptischen Roman Erfolg gehabt hat, meint die Welt in infinitum mit ägyptischen Romanen versorgen zu müssen. Wir wissen sehr wohl, daß das Publikum mit seinen thörichten Ansprüchen zum Teil die Schuld an diesem Umstande trägt. Aber ein echter und rechter Dichter scheert sich nicht um diese Schrulle des Publikums, er braucht seine Schwingen und lenkt den Flug heute in dies und morgen in jenes Revier.

Daß auch Baumbach nicht nötig hat, sich fort und fort in dem engen Zirkel der Spielmanns- und Bagentenpoesie zu drehen, lehrt jedes seiner zierlichen Bändchen, lehren seine anmutigen „Sommermärchen,“ lehren auch in dem vorliegenden neuesten Liederbuche wieder einzelne Gedichte, von denen wir zum Schluß wenigstens eine Probe mitteilen wollen in einem Genrebilde aus frischer, unmittelbarer Gegenwart, das einen Knauts oder Gautier verlocken könnte, mit dem Dichter zu wetteifern.

Der Dorfbote.

„Der Bote kommt!“ so schallt's aus allen Ecken,
Und eilig läuft das halbe Dorf heran.
Da kommt er wegemüd am Wanderstecken
Und lenkt die Schritte nach dem weißen Schwan.

„Grüß Gott, Herr Wirt! Das war ein böses Wandern
Bei solcher Glut. Geschwind ein Viertel Wein!
Geduld ihr Leute! Einer nach dem andern,
Und fällt nicht mit der Thür in's Haus herein.

Gebt Ihr zuerst das Päcklein her, Frau Mutter.
Für Euren Sohn ist's wie das letztemal.
Ja, die Soldaten stehen schlecht im Futter,
Und schließlich kriegt die Wurst der Korporal.

Was hat der Huberbauer mir zu geben?
Ein schwerer Brief; fünf Siegel sind daran.
Na, auch die Advokaten wollen leben;
Ihr habt's, und mich geht euer Streit nichts an.

Ein Brief an's hohe Steueramt? Poß Wetter!
Die Aufschrift groß und säuberlich gemalt.
Gebt her! Doch im Vertrau'n gesagt, Herr Wetter,
Spart euch das Botengeld und schweigt und zahlt.

Was bringt die Schneiderhanne da getragen?
Geld für den Herrn Studenten, ihren Sohn?
Ja ja, das Bier hat wieder aufgeschlagen,
Da kommt ihm recht der Mutter Wochenlohn.

Schau Müllerhans, das laß' ich mir gefallen.
Dem Meister Goldschmied schreibst du? Ei der Dauß!
Brauchst du ein Ringlein oder Halskorallen?
Ja, wer das Glück hat, führt die Braut in's Haus.

Na, arme Mutter Gertrud laßt das Weinen,
Gebt her den Trauerbrief mit schwarzem Rand.
Ja ja, so geht's. Der Tod verschont halt keinen,
Und alle stehen wir in Gottes Hand.

Ade ihr Leute! Mittwoch komm ich wieder.
Geh Jungfer, noch ein Schöpplein vor dem Geh'n!
Was zieht die Kathi heimlich aus dem Nieder?
Was sagst du Kind? die Mutter soll's nicht seh'n?

Ein Brief und drauf ein Herz mit einem Pfeile,
Ein Englein, das eine Fackel hält,
Und drunten steht geschrieben: Eile, Eile!
Ja, Kathi, dieser wird zuerst bestellt.

Noch einen Schluck. Geleert ist Glas und Flasche.
Was bin ich schuldig? Nichts? Na Gott vergelt!
Der Bote geht und trägt in seiner Tasche
Von Leid und Freuden eine ganze Welt.



Glossen eines Deutschen im Auslande.



So scheint denn die vor den preußischen Wahlen ausgegebene Losung „Keine Diktatur!“ richtig verstanden und beherzigt worden zu sein. Die Mehrheit der Wähler hat sich gegen die Diktatur des Mundwerks und der edeln Dreistigkeit ausgesprochen, und das „Buch der Richter“ dürfte beim letzten Kapitel angelangt sein. Daß die großen Städte sich zu solcher Einsicht nicht bequemen wollen, bestätigt nur einen alten Erfahrungssatz. Sie sind immer geneigt, sich als den Kopf anzusehen, welchem der Körper willenlos zu folgen habe. Auch das ist eine Diktatur, welche für zulässig und in den natürlichen Verhältnissen begründet erachtet wird, bis der Diktator zu seiner großen Verwunderung erkennt, daß sich niemand mehr von ihm diktiren läßt. Die Zeit wird auch kommen, wo Berlin mit ebensoviel Stolz an seine Schwärmerei für Eugen Richter und Konsorten zurückdenkt, wie an Lindenmüller, den Führer des „souveränen Volks“ unter den Zelten! Kommt es einem doch beim Lesen der Warnungen vor der hereinbrechenden Reaktion oft so vor, als bedienten sich die geschätzten Redner und Schreiber der hinterlassenen Hefte von Karbe, Held, Schütte, Germain Metternich u. s. w.